

# Christ und Kreatur ; II. Teil

Autor(en): **Schlosser, Julie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **25 (1931)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-136170>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lebendigen Gott verkennt. Auf *Ihn* hinzuweisen, ist der letzte Sinn dessen, was ein freilich auch sehr ungenügendes Wort religiösen Sozialismus nennt.

Was ist also endgiltig von dieser Aeußerung der römischen Kirchenleitung zu halten? Ist sie wenigstens für die Kirche entscheidend und darum verhängnisvoll? Ich will das doch nicht endgültig behaupten (Gottes Geduld ist groß!), sondern zum Schlusse noch einmal das Stichwort vom Intermezzo und Durchgangsstadium aufnehmen. Die römische Kirche wird eines Tages vielleicht doch noch ein anderes Wort sagen, das dann in gewissem Sinne ein „letztes“ wäre. Inzwischen ist doch auch anzuerkennen, daß inmitten all der Unzulänglichkeiten dieser Behandlung des Zentralproblems der Zeit sich doch eine tiefe Beunruhigung des religiösen Gewissens durch dieses Problem und ein heiliger Ernst des Ringens damit offenbart, den wir in manchen protestantischen Kirchenbehörden umsonst suchen. So hat die Enzyklika das Verdienst, besonders die Sache des religiösen Sozialismus, diese Sache im weitesten und tiefsten Sinne verstanden, erst recht aktuell gemacht zu haben, für die katholische Kirche vor allem, aber auch für die ganze Christenheit.

*Leonhard Ragaz.*

## Christ und Kreatur.<sup>1)</sup>

Dem gegenüber, was die indischen Religionen für die Kreatur bedeuten, erscheint das herrschende Christentum sehr arm. So wie es durch Jahrhunderte in der Welt bestanden und sich ausgewirkt hat, bedeutete es für die Stellung des Menschen zur Kreatur kaum etwas, meistens nichts, weil es die Kreatur nicht in den Kreis der Verantwortung hineinzog, welche die Liebe auf sich nimmt. Vor allem das westliche Christentum ist so arm. Freilich hat es die herrliche Ausnahmegehalt des Franziskus hervorgebracht, allein Franziskus fand so gut wie keine Nachfolger. Das westliche Christentum, verkörpert in den beiden großen Kirchen, vertreten durch die Masse der Menschen, die sich bewußt zu einer Kirche bekannten — nicht etwa der Indifferenten — wußte nichts von der Bruderschaft des Menschen mit allen Geschöpfen, wie Franziskus sie sah. Der vatergläubige Christ, dem alles Lebendige interessant und wesentlich sein mußte, ignorierte — mit wenigen Ausnahmen — die Geschöpfe Gottes und ihr Schicksal unter der Herrschaft des Menschen und stellte sich ihnen oft mit einer Gleichgültigkeit gegenüber, als seien es doch recht schwache Leistungen des Schöpfers, nicht annähernd so sehr der Kenntnis und Anteilnahme wert, wie irgend ein Werk des Menschen. Das herrschende westliche

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz bildet ein Kapitel des Buches: „Die unbekanntten Brüder“, das im Herbst dieses Jahres erscheinen soll und worauf ich schon jetzt aufmerksam machen möchte. D. Red.

Christentum, eben das, welches den meisten Nichtchristen als die Darstellung der Religion Jesu gelten mußte, da sie diese Darstellung ja am deutlichsten sahen, beachtete nur den Menschen in der Schöpfung, hatte es mit ihm allein zu tun und zeigte ihm den Weg aus seiner Not zum Heil, in die Seligkeit. Das war ein gewaltiger Inhalt und das, was ein jeder Mensch vor allem sucht. Aber denen, welche die umfassendere Botschaft des Buddhismus kannten, erschien sie zu allen Zeiten dennoch eng und wie ein Haltmachen auf der Hälfte des Weges. Wenn der Christ sich in der Wirklichkeit umfah, hätte er dann nicht weiter fragen müssen? War da nicht noch mehr, noch anderes Leben und damit Leiden, das der Erlösung bedürftig schien? Mußte er für die anderen Leben nicht auch nach einem Sinn suchen, wenn er für eine Anschauung der Welt eintrat, die seinem Vaterglauben entsprach?

Wie das Christentum individualistisch wurde auf der Ebene der menschlichen Beziehungen, so wurde es erst recht individualistisch und egozentrisch gegenüber der Kreatur, die es umgab, und isolierte den Menschen aufs stärkste von ihr. Innerhalb des Christentums wurde nicht, wie in den indischen Religionen, die All-Einheit des Lebens einer der beherrschenden oder doch mitbestimmenden Gedanken. Man griff einen Teil aus der Schöpfung heraus: den Menschen, — gab ihm innerhalb der irdischen Welt den absoluten Wert und allem anderen damit nur noch einen relativen. In der Ethik der abendländischen Christen blieb ebenso wie in der der Nichtchristen eine Lücke. Diese Ethik sagt nichts über die Verantwortung des Menschen gegenüber der Kreatur. Damit gibt sie ein riesiges Gebiet aus ihrem Einfluß frei und überläßt es der Willkür. Sie gestaltet es nicht vom Zentrum des Glaubens, überhaupt nicht vom Geist her.

Es machte christliche Theologen auch nicht stutzig, wenn sie in der Betrachtung anderer großer Religionen die ernste Auseinandersetzung mit der Kreatur fanden. Auch die, die in die Liebeswelt des Christus gehören wollten, fühlten sich dadurch nicht aufgerufen, nach dem Schicksal der Kreatur zu fragen. Sie griffen ihre Not — in der Welt überhaupt — nicht als ein gigantisches Problem auf, um es zu verstehen und auf ihre Weise zu lösen, wie die Buddhisten auf die ihre, und die Beziehung des Menschen zur Kreatur im besonderen wurde ihnen nicht eine ethische Aufgabe, deren Lösung sie von dem Fundament ihres Glaubens aus gesucht hätten. Es wäre denkbar gewesen, daß so, aber nur so, in Beziehung auf seine letzten tragenden Gedanken, das christliche Denken auf seinem Boden dem Buddhismus Gleichwertiges gewonnen hätte. Aber das ist nicht geschehen. Nur an der Peripherie hat das Denken gearbeitet und kam über einen begrenzten, rein praktischen Tierschutz nicht hinaus. Ein Christ wird kein Tier bewußt quälen. Aber ist es wirklich genug, eine Not nicht selber zu verursachen? Welches Recht räumt der Christ der Kreatur

ein, welche Bedeutung ihrem Schicksal, wie nimmt er sich ihrer Sache an um seines Christseins willen? Oder hat das an dieser Stelle nichts zu bestimmen?

Am Tierschutz gewann seit etwa einem Jahrhundert die Kirche wachsendes Interesse. Sie versuchte auch, wo sie an Kindern arbeitete, dazu zu erziehen. Aber das blieb eine Unterweisung an einer einzigen Stelle und nur als Verbot; sie wird etwa durch die banalen Worte bezeichnet: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz.“ Von einer solchen negativen und vereinzelt Forderung, wenn sie durch nichts Positives ergänzt und nicht aus der Gesamtheit der Gedankenwelt einleuchtend gemacht wird, kann schwer eine junge Seele ergriffen werden. Eine solche Unterweisung kann nicht viel bedeuten in der Arbeit für eine bessere und tiefere Beziehung des Menschen zur Kreatur.

Das östliche Christentum hat nicht so große Mühe, und hatte sie wohl nie, zur Kreatur zu finden, wie das westliche. Es ist, als ob Franziskus spräche, wenn bei Dostojewski die Tiere begrüßt werden: „Christus mit dir!“ In einer Liturgie der russischen Kirche stehen die Worte: „Und auch für sie, die still duldenden Tiere, die mit uns des Tages Last und Hitze tragen und ihr unschuldiges Leben hergeben müssen für des Menschen Wohlergehen, erflehen wir deine große Güte, o Herr!“ (Zitat in der Zeitschrift „Ibis“, Oktober 1928.)

Aber in Westeuropa geschieht es selten, daß einmal ein Geistlicher Worte findet wie der englische Prediger, den Manfred Kyber anführt: „Da ist keine Hundehütte, kein ausgenommenes Vogelneft, kein ermattetes Pferd; da ist in schlecht gebauter Stallung keine vor Kälte zitternde Herde, kein Güterwagen, auf dem das Schlachtvieh ohne Wasser in langer Qual zum Markte gebracht wird, kein Studierzimmer, wo Kaninchen, Taube oder Hund in den Schrecknissen der Vivisektion zu Tode gequält werden; da ist ihrer keines in aller Zeit, das nicht Teil habe an der Tatsache, daß Christus in einem Stall geboren wurde; und auf ihr Flehen, das als klägliches Stöhnen an sein Ohr dringt, wird Gott einst antworten.“

Warum ist eine solche Rede unter uns so erstaunlich? Man lehrt doch: „Durch Ihn ist alles geschaffen“ — nimmt man es denn nicht als Wirklichkeit?

Neben der umfassenden Erbarmung, welche die indischen Religionen lehren, und neben der Ehrfurcht, mit der sie an die All-Einheit des Lebens glauben, fühlt man im herrschenden Christentum trotz der Ausnahmen Enge und Armut. Man erkennt sie vielleicht erst in der Gegenüberstellung — aber dann sind sie nicht mehr zu übersehen. Alle höchsten Werte, die die Kirchen verkünden, schließen diese Lücke nicht. Es handelt sich dabei nicht darum, daß das Christentum die Rätsel der Welt nicht löst — das braucht es gar nicht mehr, wenn es wirklich den Vater verkündigt, — sondern es handelt sich darum, daß

es in feinem Anspruch, das Leben unter Gottes Herrschaft zu stellen, eng, inkonsequent und sparsam war. Dieser Vorwurf ist ihm ja nicht nur für sein Verhalten gegenüber der Natur gemacht worden: die bitteren Anklagen, die ihm von allen Seiten begegnen, heißen alle so: Egozentrität, Egoismus, Enge.

\* \* \*

Nun aber ist die Hauptsache nicht, wie das herrschende Christentum sich verhalten hat; die Hauptsache kann nur sein, wie das Evangelium sich verhält. Neben die religiöse Ethik des Buddha und der Hinduisten muß man nicht das herrschende Christentum stellen, sondern die Botschaft, welche die Evangelien und die Briefe der Apostel verkünden. Das Zentrum zweier Religionen und ihrer Ethik muß verglichen werden. Die große und allein gerechte Frage lautet: ist aus dieser Botschaft und der neuen Art, zu sein und zu handeln, die daraus folgt, etwas Bestimmendes abzuleiten für das Verhältnis des Menschen zur Kreatur? Was müßte Jesus selbst, und was müßte seine Botschaft — ohne Kompromiß verstanden und von ganzem Herzen angenommen — für das Schicksal der Kreatur bedeuten?

Das Evangelium regelt lange nicht alle Beziehungen der Menschen mit Worten. Es sagt mit Worten nicht einmal etwas über den Krieg. Es ist nur die Botschaft: „Ihr Menschen seid Gottes“, und es gibt damit eine neue Haltung dem Leben gegenüber, eine neue Gesinnung, eine neue Art. Die Folgerungen für alle einzelnen Gebiete des Lebens müssen die Menschen selber ziehen. Das gibt ihnen eine gewaltige Freiheit und Verantwortung zugleich, und die Möglichkeit der großen Irrtümer. Eine Anweisung über das Verhalten gegenüber der Kreatur gibt das Evangelium auch nicht; nur die Folgerungen aus dem Grundgedanken liegen nahe.

Für den, der die Botschaft von der Gotteskindschaft und damit der Erlösung annimmt, ist der Weltgrund Liebe. „Zum Geist als dem Grund der Welt führen alle großen Religionen, — zum Vater als dem Grund der Welt nur der Christusglaube“ (Rittelmeyer). Für den Christen ist die *Welt Schöpfung des „Vaters“*. „Durch Ihn sind alle Dinge.“ Dieser Glaube allein würde schon die Ehrfurcht vor den Werken des Schöpfers und die Güte gegen sie fordern. Wer mit dem Wort Schöpfung ganz und gar Ernst macht, muß wissen, daß er sich an Gott vergeht, wenn er sich an einem seiner Geschöpfe vergeht.

*Auf diesen Gedanken des Christentums könnte also schon eine Ethik begründet werden, die das Handeln an der Kreatur mit umfaßte.* Aber die Wirkung der Gotteskindschaft, die Liebe und die Freude an dem, was Gottes Werk ist, blieben auf den Menschen beschränkt. Alle Konsequenzen, so weit sie überhaupt gezogen wurden, wurden auf Menschen bezogen. Denn diese allein hatten ja den Geist;

und früh schon begann die Naturfremdheit und die Geringachtung der Natur unter den Christen.

Damit bog man von Jesus eigener Haltung ab. Wie er die Natur und das Leben der Geschöpfe Gottes sah, sagt sein ganzes Verhalten innerhalb der Welt, die ihn umgab, und es sagen es auch einige seiner Worte. Es muß eine Hingebtheit der Bewunderung gewesen sein, die ihn hat sprechen lassen: „Achtet auf die Lilien, wie sie nicht spinnen, nicht weben; ich sage euch aber, auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit war nicht angetan wie eine von ihnen.“ (Lukas 12, 27.) Das Höchste, was das jüdische Volk an irdischer Schönheit zu nennen wußte: die Herrlichkeit Salomos, verblaßt in diesen Worten neben einer Wiesenblume. Solch ein Satz, wäre er ganz gehört worden, hätte wohl eine Anweisung werden können; noch mehr aber das andere Wort: „Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt keiner von ihnen vom Dach, ohne eures Vaters Willen.“

Freilich ist hier nicht die All-Einheit der Hinduisten. „Euer“ Vater ist Gott nur für die Menschen. Aber sofort wird doch die Kreatur für Gott in Anspruch genommen: sie ist geborgen in seinen Händen. Sie ist da vor ihm, sie auch erfüllt seine Gedanken, wie sie von ihm erdacht ist. Er sorgt für sie mit derselben Treue, wie für uns. Es ist gar kein Zweifel möglich: hier ist eine Stelle, an welcher die Christen hätten lernen können — sogar aus einem Wort, nicht nur aus einer Gesinnung —, daß die Kreatur Gott der Sorgen und der Gedanken wert ist.

Solche freundliche Gedanken begegnen auch schon im Alten Testament, so, wenn das Gesetz fordert, daß die Tiere der Sabbathruhe teilhaftig sein sollen.

Von Bedeutung sind gewiß auch die Symbole die Jesus wählt, wenn er von den höchsten Dingen in Bildern spricht. In dem Augenblick, von dem der Evangelist in Erschütterung schreibt: „Er sah die Stadt an und weinte über sie,“ — findet Jesus' inbrünstige Liebe die Worte: „Wie oft habe ich euch versammeln wollen, wie eine Henne ihr Küchlein unter ihre Flügel sammelt!“ Mit welchen Augen muß er eine Vogelmutter angesehen haben, um das zu sagen!

So hat er auch den Hirten mit der Herde gesehen. „Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte setzt sein Leben ein für die Schafe. . . . Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und eines von ihnen verirrt sich, — läßt er nicht die neunundneunzig auf den Bergen, gehet hin und sucht das verirrte? Und wenn es ihm gelingt, es zu finden, so legt er es auf seine Achsel mit Freuden und trägt es heim.“

Auch wenn dies nur so gemeint ist, daß ein jedes Tier einer Herde für den Besitzer einen Wert bedeutet, wenn nichts anderes gesagt werden soll, als in der Geschichte vom verlorenen Groschen, bleibt doch ein Klang in diesen Worten, den ihnen nur eine sehr liebevolle Beobachtung geben konnte. Hier leuchtet ganz fern etwas wie eine Bru-

derschaft zwischen Mensch und Tier auf, etwas wie die Führung des jüngeren Bruders durch den älteren. — — —

Und als Jesus in der weihvollsten Stunde seines Lebens den Seinen das Letzte zuliebe tun und sich noch einmal aufs tiefste mit ihnen verbinden wollte, wählte er als die Gefäße für sein Geschenk Gaben der Kreatur: Brot und Wein, um von ihnen zu sagen: „Das ist mein Leib und mein Blut.“ So wie er vorher gern gesagt hatte: „Ich bin das Brot des Leben.“

Wirklich, die Worte Jesu würdigen die Kreatur hoher Dinge und sehen sie in einem Schein, in dem sie klar als Gottes Eigentum steht. Selbst wenn nicht alle diese Worte seine eigenen Worte sind, sondern die Seinen sie ihm nur in den Mund legten: auch dann beweist die Erfindung noch, wie sie ihn sehen und sich sprechend denken mußten.

Und wo die Liebe der Seinen ihn selber in seinem Auftrag zu nennen sucht, greift auch sie nach einem Symbol aus der Welt der Kreatur und grüßt ihn als das Lamm. Durch die Jahrtausende wandelt dies Wort neben ihm, und mit ihm verborgen die Gestalt des Tieres, seltsam erhoben zum Begleiter des einen Menschen ohne Gleichen, in die nächste Nähe der göttlichen Liebe getragen.

\* \* \*

Die Christen haben die Kreatur nicht beachtet oder auch gering geachtet, vor allem wohl, weil sie irrtümlicherweise nur leibliches Leben in ihr sahen. Das Leibliche aber bedeutete ihnen wenig neben dem Geist; bald wurde es ihnen sogar der Gegner des Geistes. Darüber vergaß man, wie Jesus zum leiblichen Leben gestanden hatte. Seine Stellung dazu aber hätte eine ganz besondere Bedeutung für die Stellung des Menschen zur Kreatur haben müssen, — nicht nur dafür, aber dafür auch in hohem Maß. Wie er das leibliche Leben und das körperliche Leiden ansah, davon könnte für die, die sich nach ihm nennen, eine zwingende Folgerung für ihr eigenes Tun ausgehen.

Er nahm es erstaunlich ernst. Was immer geschehen sein mag, was als Wunder berichtet wird: gewiß ist, daß er nicht nur gegen Sünde und innere Not, sondern auch gegen Krankheit gekämpft hat. Was ein Leben in Bann schlug und schwächte, das griff er an. So ernst nahm er es, daß er am Sabbath nicht bis zum anderen Morgen wartete, um eine kranke Hand gesund zu machen. „Soll man am Sabbath Gutes tun oder Böses tun, ein Leben erhalten oder zerstören?“ Alle seine „Zeichen“ waren Hinweise auf die Kraft Gottes, die da wirken kann, wo man sich ihr hingibt, — gewiß. Aber sie bewiesen doch eben, daß das Reich Gottes auch das leibliche Leben befreien, daß Gott es mit Seele *und* Leib zu tun haben will. „Der Leib ist nicht weniger von Gott als die Seele.“ (Christoph Blumhardt.)

Es ist in diesem Gedankenzusammenhang gleichgültig, wie man die Wunder versteht, auch, wie man Jesus auffaßt, — man sieht ihn hier

einfach, wie er im Leben war: und er war gewillt, auch der Helfer in leiblicher Not zu sein. Rembrandts „Hundertguldenblatt“ hat ihn so dargestellt. Es ist auch von Bedeutung, daß Jesus, wo er sich am stärksten mit denen solidarisch erklärt, die Hilfe brauchen: in dem Gleichnis, in dem es heißt: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, — mit denen solidarisch wird, die er leiblich leiden sieht.

Man könnte angesichts der langen Geringschätzung des Leiblichen wohl fragen: verachtete man damit nicht eine Gottesgabe? Ist das, was wir mit dem Tier und der Pflanze gemeinsam haben, nur etwas zur Ueberwindung Bestimmtes? Sollte das, was uns mit ihnen verbindet, nicht wertvoll sein? Gewiß ist es uns gesetzt, eine bestimmte Proportion zu verwirklichen: die Herrschaft des Geistes über das Leibliche. Der Geist ist dem Glauben das Primäre. Damit aber ist er eben das, was hinter allem und jedem steht. Wer glaubt, daß der Geist Körper geschaffen habe, muß damit auch glauben, daß Körper dem Geist irgendwie von Wert seien. Auch der Gedanke der Auferstehung widerspricht jeder Geringschätzung des Leibes. Denn in ihm verborgen liegt die Ueberzeugung, daß irgendwie auch die Form, die Gestalt, nicht vergehen sollte. Wie immer man diesen geheimnisvollen Gedanken auch ansehen mag, Tatsache ist, daß aus der christlichen Gedankenwelt das Wort von der Auferstehung des Leibes stammt, und damit, bei aller Geistigkeit und Zartheit der Auffassung, doch eine Wertschätzung dessen, dem man den Namen entleiht.

Wenn Jesus das körperliche Leiden, das leibliche Leben gerade in seiner Not tiefernst genommen hat, dürften Christen es nicht gering achten und daran vorbeigehen, weder beim Menschen, noch bei der Kreatur. *Das Leben der Kreatur und ganz besonders ihr Leiden ist durch die Art, wie Jesus den Schmerz ansah, aus seiner Bedeutungslosigkeit gehoben und vor Gott anerkannt worden.* Und es ist tausendmal ja nicht nur leibliches, sondern auch tiefes seelisches Leiden, das sie erduldet.

Im ganzen Evangelium ruft nur noch eins so stark zur Verantwortung gegenüber der Kreatur auf, wie diese Haltung Jesu gegenüber dem Schmerz: das ist die Art der Liebe, die er entfachen will. Sie hat zunächst gar nichts mit der Kreatur zu tun; er spricht nur von Menschen; die Schilderung der Bergpredigt, von der neuen Art, mit den anderen zu leben, bezieht sich nur auf Menschen. Der Samariter nimmt sich des Menschen an; am Gerichtstag ist die Frage, die alles entscheidet, die nach der Hülfe an den Brüdern. Aber indem die Seele das Bild anschaut, dem sie ähnlich werden soll, nicht nur in Umrissen, sondern in allen einzelnen Zügen, da wird sie inne, daß, wenn sie so lieben könnte, ihre Stellung zur *ganzen* Welt neu werden müßte. Was für eine tiefe und zarte Achtung vor jedem anderen. ganz einerlei, wer es sei, birgt allein der eine Ausruf: „Wer den Geist



feines Bruders betrübt, der hat ein schweres Verbrechen getan.“ (Jesus-Worte außerhalb der Schrift, angeführt von A. Harnack.) Wie brennend wünscht Jesus eine Seele vor demütigender Berührung und unzarter Beurteilung zu schützen, wenn er so spricht! Man pflegt seine Worte meistens als eine Forderung, ein Gebot der Liebe zu empfinden, das durch die Schwere seiner Erfüllbarkeit auch wieder eine Gewissenslast wird. Man muß es nur einmal von der anderen Seite betrachten: als die Gabe, die er jedem einzelnen zgedacht hat, indem er die Liebe und Hilfsbereitschaft der anderen für ihn aufruft. Er will der Seele nicht nur die Liebe Gottes, sondern auch die Liebe der anderen Menschen schenken. Er wird darum nicht müde, sie in immer neuen Einzelzügen zu schildern, damit sie biegsam sei und individuell zu sehen und zu geben vermöge. Wer sich nicht nur als der Aufgerufene empfindet, der geben, sondern als der, der empfangen soll, der erfaßt am besten die Größe dessen, was Jesus will. Und von hier aus führt der Weg des Christen wieder zur Kreatur. Denn wenn Gott so Großes schon in einer Menschenseele möglich machen will — wie unermesslich muß seine eigene Liebesgewalt sein! *Dann aber ist es undenkbar, daß er irgend eins der Leben, die er hat werden lassen, außerhalb seiner Liebe lassen könne und ihm nichts nachfragen.* Es ist aber auch ebenso unmöglich, daß eine Seele, in der „Christus Gestalt gewinnt“, ihrem Liebestun willkürlich eine Grenze setzt. Sie muß die Kreatur lieben und sich auch ihr verpflichtet fühlen, aus ihrer Grundstimmung heraus. Wo sie das nicht tut, da hat sie eben die Kreatur noch nicht gesehen, da ist der Nebel noch nicht gewichen, der den Gipfel umspann. „Ihre Augen waren gehalten, daß sie Ihn nicht erkannten.“ Ihn erkennt man auch in der Kreatur.

*So würde das christliche Denken, wenn es der geraden Linie folgte, die im Evangelium beginnt, auch von hier aus zu einer Ethik führen müssen, welche die Verantwortung für die Kreatur mit umfaßte.* Es käme dazu, ausgehend von der Haltung des Herrn gegenüber dem Schmerz und dem leiblichen Leben und von der Art der Liebe, die er in den Seinen wirkend sehen will.

\* \* \*

Vielleicht ist auch aus der Betrachtung der urchristlichen Gemeinden etwas zu gewinnen für das Verhältnis des Christen zur Kreatur. Wie haben sie es in ihrer neuen Gesinnung gesehen?

Die Kreatur wird in den Briefen der Apostel — mit einer gewaltigen Ausnahme — nicht erwähnt. Vielleicht gibt es in den Kirchenvätern Stellen, die sich auf sie beziehen; sie können keine Bedeutung für die Entwicklung gehabt haben, sonst müßte man ihre Spuren finden. Aber ein Gedanke, der das Leben der Urgemeinden wunderbar beherrschte, führt auf Umwegen dennoch zur Kreatur, sobald er konsequent weiter gedacht wird. Das Denken ist mitten auf dem Weg

stehen geblieben, und die Augen haben plötzlich den Blick verloren und sich abgewandt, wo sie, durchschauend, eine ganze Welt entdeckt hätten, die auf ihren Blick wartete. Es ist *der Gedanke von der besonderen Achtung, die den Schwachen und Niedrigen zukommt*. Er fand seine schönste Auswirkung in der Aufnahme der Sklaven in die Gemeinden der Freien. Die wahrhaft christliche Haltung stellt den Menschen überall da auf die Seite der Schwachen gegen die Starken, der Niedrigen gegen die Hohen, der Armen gegen die Reichen, wo der Stärkere den Schwächeren angreift oder schädigt. Sie ist die ritterlichste Haltung, die sich denken läßt, und kommt aus dem Kerngedanken des Evangeliums her: Die Menschen sind Gottes, und die Kleinen und Schwachen erst recht. Es ist zunächst aber göttlich, nicht menschlich, sie unter allen Umständen zu achten. Denn das kann nur der, der so reich ist, daß er die Armen zu tragen und die Niedrigen zu heben vermag. Das Niedrige soll ja nicht niedrig bleiben, sondern es soll erlöst werden. Die Bettler sind der Gottheit Kinder. Warum? Weil die Gottheit Erbarmen ohne Grenzen hat, und weil sie aus Kleinem Großes schaffen kann. Diese göttliche Haltung erwartet Jesus von den Seinen auch, aber nur, nachdem er sie zuerst überreich gemacht hat.

Aus dem Kreis der Schwachen ist zunächst die Kreatur ausgeschlossen. Niemand denkt in diesem Zusammenhang an sie, sie fällt niemand ein. Man trennt sich von ihr, indem man den Wert eines jeden Lebens einzig in dem unsterblichen Geist sieht. Ihm gegenüber ist der Christ zur Verantwortung aufgerufen. Der Kreatur aber erkennt man ihn nicht zu.

Ihre Auffassung vom Geist und ihre Hoffnung auf ein jenseitiges Leben trennte die Menschen von der Kreatur und machte sie zu ihrem unbarmherzigen Tyrannen. Ganz primitiv ausgedrückt ist das in der Antwort, die die romanischen Kutscher zu geben pflegen, wenn man ihnen vorwirft, sie mißhandelten ihre Pferde: „Es ist ja nur ein Heide!“ Der Hindu glaubt an die unsterbliche Seele des Tieres. Er sieht das all-eine Leben, freilich in Stufen, aber auf jeder Stufe der Verehrung wert; denn die Stufen auch sind von Gott gesetzt. Darum kann der Mensch nie zum Tyrannen der Kreatur werden. Der Christ, der nicht so steht, könnte aber etwas anderes in der Kreatur erkennen, das sie ihm nahe brächte, von seinen eigensten Voraussetzungen her: das Leben einfach, das unerklärliche Leben von Gott, und dies Leben in *Niedrigkeit* überall da, wo das Tier dem Menschen begegnet, der immer der Stärkere ist. Keine angeborene Herrlichkeit schützt ein Tier in der Welt des Menschen davor, dort immer in die Niedrigkeit gedrängt zu werden. Das Leben könnte der Christ in der Kreatur sehen, wie es leidet, und wie ihm immerdar die Uebermacht begegnet, um es zu mißbrauchen. Wie weit dies Leben beseelt, geistig vielleicht unsterblich ist, bleibt Geheimnis. Aber was man von ihm

weiß, genüge, um den Christen aufzurufen, daß er sich zu der Sache dieser gering Geachteten halte.

Hier auch brächte das Wort die Lösung, das aus allen komplizierten Sonderungen führt: „Das Himmelreich gehört denen, die wie die Kinder sind.“ Ein Kind unterscheidet nicht lange, es fühlt mit dem Leben, das leidet, sobald es das Leid erst sieht.

Sobald es das Leid erst sieht — — — der Christ muß auch erst lernen, es zu sehen. Angesichts der Wirklichkeit und mitten in ihr, wie sie ist, hat sich die „neue Art“ zu bewähren. Wenn es möglich wäre, die Stellung des Menschen in der Natur in einem einzigen großen Bild anzuschauen, das nicht mehr vergessen werden könnte, dann wäre wahrscheinlich mit einem Schlag und ohne Worte klar, wie der Christ dies Bild verwandeln müßte kraft seines Christseins. Denn in dieser Vision würde alles andere verschwinden vor der einen, immer wiederholten Gebärde: Der Flucht vor dem Menschen. Diese Gebärde der Angst, des Hasses, des Mißtrauens ist die Antwort darauf, daß der Mensch die Herrschaft an sich genommen hat und „schlimmer als der Tiger“ geworden ist. Was aber muß sie einem sagen, der ein Bote des Heilands in dieser Welt sein will?

Vielleicht genüge auch schon ein ganz kleines Bild, fern einer großen Vision, aber wirklich erlebt: der Anblick einer immer gejagten, mit Steinen geworfenen Katze, die irgendwo Ruhe gefunden hat, nicht ohne das Letzte ihrer Kleinen tapfer mitgeschleppt zu haben, nachdem sie alle anderen auf der immer erneuten Flucht verloren hatte. Dann muß man sie sehen, wenn sie von fern den Schritt eines Menschen hört — — —

Christen verkünden die Erlösung von der Angst. Können sie das, wenn sie selber nichts tun zur Erlösung der anderen Wesen aus der grauenhaften Angst vor dem Menschen? Es ist gesagt worden: „Gott spricht zu uns durch die Wirklichkeit.“ Warum sollte er nicht durch alle Wesen sprechen können, vielleicht auch wollen? Durch solche Bilder hätte er möglicher Weise etwas zu sagen. Vielleicht auch wählt er ein ganz anderes, das umgekehrt und unendlich rührend dieselbe Unterweisung geben könnte: Er läßt uns ein Tier begegnen, das ganz Zutrauen ist, ein junges Tier, das eben den Menschen noch nicht kennt, und das das alles von uns erwartet und mit Selbstverständlichkeit zu uns hinauffhaut und sein Stimmchen erhebt, wenn es Hunger hat; das neben uns hertrötet und uns lockt, mit ihm zu spielen, uns, die großen, fremden Wesen ganz anderer Art. Vielleicht ist es ein Findling ohne Heimat und Herrn, der einfach mit uns läuft, wenn er uns auf der Straße begegnet. Er schenkt uns Vertrauen — was für eine große und köstliche Gabe hat er zu verschenken!

Vielleicht war es vor Gott ein größeres Geschehen, als ein kleiner Vogel in der Hand eines Menschen seine Eier bebrütete, als tausend Dinge sind, um welche die Menschen sich müde reden? — — —

Die jahrhundertelange gleichgültige Haltung des Christentums gegenüber der Kreatur kann man psychologisch und historisch gut erklären, wie alle die Stellen, an denen das Denken und Tun der Christen von der konsequenten Linie abbiegt. Es war so unendlich viel, was Menschen an innerer und äußerer Not zu tragen oder zu bekämpfen hatten, daß davor wohl der Gedanke an die anderen Wesen, die nicht Menschen waren, verdunkelt werden konnte. Man war überall bedrängt von menschlichen Problemen, wo man überhaupt zu denken und zu tun gewillt war. Menschenleben und Menschenleiden sind noch schwerer als das Schicksal der Kreatur, weil die Möglichkeiten des Leidens noch größer sind. Tiere kennen keine Schuld.

Aber hätte man die Kreatur wirklich vergessen müssen, wenn man sie doch unausgesetzt *da* nicht vergaß, wo man sie brauchte? Daß man sie brauchte, stellte sie mitten in das Leben der Menschen hinein, aber diese sahen sie nicht: sie benutzten sie nur.

Ein weiterer Grund für diese Mißachtung wird der sein, daß der Kampf mit der Sinnlichkeit als einer großen Hemmung der Geistes Herrschaft im Menschen dessen Stellung zur Natur mitbestimmte, weil er darin vor allem das Triebleben und die Herrschaft der Sinne sah. Nicht viele konnten erkennen, „daß nicht Sinnlichkeit die größte Sünde ist, sondern Selbstsucht“.

Und so entstanden die schiefen Begriffe der landläufigen Reden, die an der Wirklichkeit der Dinge vorbeischießen, alle die, welche den Untermenschen dem Tier gleich setzen. Darin liegt ein Denkfehler; denn wenn ein Mensch seinem Triebleben folgt — das nennt man ja eben tierisch —, so ist er damit aus dem Gleichgewicht gekommen, einseitig, eine Karrikatur geworden, und gerade deshalb dem Tier unähnlich. Denn das freie Tier ist wunderbar im Gleichgewicht, im Zusammenspiel seiner Sinne, seiner Kräfte und Gaben, alles dessen, was sein Wesen ausmacht, ganz abgesehen davon, daß es unzählige Male als Gatte, als Mutter, als Leittier einer Herde, als Haustier auch wohl, sein eigenes Luststreben zu gunsten eines anderen aufgibt. Stark, gesund und bei den Tieren der Wildnis streng geregelt sind die Triebe, und sie stehen klar und imposant im Dienst des Lebens. Tiere kennen nur Zeiten der Brunst, nicht den ständigen Genuß. Tiere paaren sich, und unfehlbar entsteht neues Leben. Tiere rauben um zu leben. Je mehr ein Mensch „vertiert“, um so mehr sucht er Genuß nur als Genuß, nicht als Mittel der Natur, etwas zu schaffen. Um so mehr sucht er ihn dauernd zu machen, um so mehr braucht er Reizmittel.

Die ungehemmte Sinnlichkeit des Menschen führt in die Krankheit und in das Bordell. Was hat ein solches Triebleben mit der gefährvollen Nahrungssuche des Tieres zu tun, oder mit der Größe des Eros, wie er allmächtig in dem Schrei der Hirsche in der Herbstnacht lebt?

Triebleben und Sinnesleben sind bei den Tieren etwas ganz anderes, als sie beim Menschen geworden sind. Jeder Trieb muß in Arbeit und oft in Gefahr gestillt werden, kein freies Tier kennt Bequemlichkeit. Das herrlichste Sinnbild für dieses rastlose Tun und Wagen ist die ziehende Schar der Tiere, die nachts zur Tränke gehen, oder die Wandervogel, die über die Länder brausen. Und im Leben der Kreatur sind die Sinne noch einfach das, wozu das Leben selbst sie sich erschaffen hat: die Mittel, sich in der Natur zu behaupten. Sie müssen streng im Dienste stehen, wunderbar entwickelt, immer wach und gespannt. Sie werden nie entweicht zu bloßen Mitteln des Genusses; ihre Aufgabe ist zu ernst und groß dazu. Gewiß, es liegt auch eine große Armut in dieser Begrenzung; aber keinesfalls liegt eine Berechtigung darin, den sinnlichen Menschen geringschätzig dem Tier gleichzusetzen.

Man kennt die Tiere heute noch nicht, obwohl man sie jahrtausende lang gesehen und gehalten hat. Sie sind heute noch Rätsel. Trotzdem beurteilte man sie und wertete sie, und wertete sie unbedeutend gering. Die Kreatur aber konnte keinen Anspruch anmelden; über ihrem Schicksal lag immer das Schweigen, das ihm ein besonderes Pathos gibt, in einer Welt, welche unablässig vom Lärm der Menschen widerhallt.

Gerade der Sprachgebrauch religiöser Menschen setzt das Wort „Tier“ immer in Gegensatz zu etwas Höherem, und so wird es gleichbedeutend mit etwas, das minderwertig ist, das man durch das Ressentiment sieht, das man seinen eigenen Versuchungen gegenüber empfindet. Und die tiefe Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier, ja zwischen Mensch und Pflanze, wird selten in ihrer Schönheit und ihrem geheimnisvollen Reichtum gesehen. Der Besitz des Geistes trennt und verfeindet, statt durch Erkenntnis aufs tiefste zu verpflichten und zu verbinden. Er macht hochmütig und läßt unbeachtet, worin die Kreatur dem Menschen überlegen ist im leiblichen und vielleicht auch oft im feelischen Leben. Was nicht ist, wie wir, ist für die meisten von vornherein geringer, nicht einfach anders, eine andere Entelechie.

Das Christentum spricht von der durch den Sündenfall verdorbenen Schöpfung. Aber wenn sie das ist — metaphysisch gesprochen — so kann gewiß nicht die Kreatur daran schuld sein. Wenn diese Metaphysik durchgeführt werden soll, dann endet sie bei der Schuld des Menschen und dem *schuldlosen* Leiden der Kreatur.

Die Unterscheidung zwischen Tiermensch und Gottmensch ist durch die suggestive Kraft, mit der sie immer wieder betont wurde, unendlich folgenreich für die Empfindung der Menschen geworden. Die Kreatur wurde durch diesen Vergleich zur Folie herabgedrückt, sie wurde als das „Niedrige“, im Sinn des Unedlen, nicht des Hilfsbedürftigen und von Gott Geliebten, dem Menschen eingeprägt, der

sie kaum kannte. Es wurden durch solche stehenden Redewendungen Assoziationen geschaffen, die mächtig wirken, und daß gerade die Sprache religiöser Menschen die Geschöpfe Gottes so erniedrigt, ist unritterlich und damit im Grunde auch unchristlich, ganz abgesehen davon, daß es die Sache nicht trifft, die bezeichnet werden soll. Der gottferne Mensch, der geistlose Mensch, ist niemals Tier, weil er ganz andere Wesensmerkmale behält.

Es ist auch nicht zu übersehen, daß ein Mensch zwar sich zwingend als zum Geist bestimmt erlebt, aber daß das sinnliche Leben der Kreatur, das Triebwesen der Tiere an anderer Stelle ebenso von Gott gewollt sein muß, da es eben da ist, genau wie wir. Auch der Entwicklungsgedanke hält dieser Ueberzeugung stand. Wenn alle Wesen nur Stufen wären, über die der Mensch zu seinem Menschentum aufsteigen sollte — so sind doch viele von ihnen geblieben, haben denselben Lebenswillen wie wir, sind mit Erde und Kosmos fest und zweckmäßig verbunden, also ganz darin beheimatet und damit in ihrem Dasein deutlich bejaht. Und wie weit der Geist in ihnen lebt, wie dumpf oder wie klar — wer weiß das wirklich? Die von Menschen nach ihrer jeweiligen Erkenntnis geschaffenen Begriffe scheinen eine Beweisführung darüber zu ermöglichen, aber wie viel an Wirklichkeit mag *nicht* in diese abstrakten Begriffe eingehen! Und was wissen wir von dem, was dem Geist in uns in der Kreatur vielleicht gleichwertig sein könnte, unserer Erkenntnis und Wertung aber unzugänglich ist?

Einer wahrhaft frommen Gesinnung entspricht die Geringschätzung der Kreatur nicht. *Es ist lieblos und kleinlich, sich schnell damit abzufinden, daß ein Wesen gering sei und sein Schicksal, nun einmal das Opfer zu werden.* Immer noch waren Gottes Gedanken nicht nur größer, sondern auch freundlicher als die der Menschen; wo die Erfüllung einer Verheißung geschah, war sie stets anders, als Menschen sie erwartet hatten, weil sie stets gütiger und umfassender kam. Es wäre mehr in Gottes Sinn, hoch zu halten und zu achten, als geringzuschätzen und zu vergessen. Verehrung und Ehrfurcht sind immer die frömmere Haltung auch dann noch, wenn sie irrtümlich bezogen werden. Als Stimmung der Seele sind sie christlicher, denn sie sind der Liebe näher, als eine kühle, sparsame Wertung. Es ist andächtiger, wie der Inder Mukertschi zu einem Tier zu sagen: „Mein Freund und Bruder“, — als in einem Tier nichts zu sehen, als die „unvernünftige Kreatur“, der zu gleichen man sich schämt.

Es wäre aber auch darum die angemessene Haltung, die Kreatur zu achten und sich um sie zu kümmern, weil ja die Ausbreitung und Behauptung des Menschen immer auf ihre Kosten geht. Darum wäre eine Gesinnung der Dankbarkeit das, was dem Evangelium entspräche.

Ein seltsamer Gedanke könnte den schweren Ernst dieser Pro-

bleme umspinnen, ein verwegener vielleicht, vielleicht auch ein frommer: Gott würdigt die Kreatur dessen, was als das höchste Tun erscheint: des Leidens und des großen Dienstes, durch welche andere leben — — —

Könnte ein Christ die Kreatur so sehen, er würde eine große Dankeschuld ihr gegenüber anerkennen. Zugleich würde ihm die alte Antwort Jesu auf die Frage: „Wer ist denn mein Nächster?“ sich wunderbar erweitern, in einer wahrhaft göttlichen Gebärde die Schranken zur Seite schieben, die sie eingeengt haben, während sie doch die alte Antwort bliebe: „Der Nächste ist immer der, an dem du Barmherzigkeit tun kannst.“

Auf diesem Boden erwüchse dann der Glaube an eine gottgewollte Verbundenheit alles Lebens, der noch verheißungsvoller sein könnte, als der Glaube der Hindu, weil mit ihm der gewaltige Impuls des Christentums zur Aktivität verbunden wäre.

Und es gibt einen Ort im Urchristentum, da ist die Solidarität zwischen Mensch und Kreatur grandios gesehen und anerkannt worden. *Hier ist die Krönung alles dessen, was aus der evangelischen Botschaft für die Kreatur zu gewinnen ist.* An dieser Stelle ist auch die furchtbare Frage nach dem Sinn alles schuldlosen Leidens andeutend gelöst und die Erlösung der Kreatur in die Ziele der Gottesherrschaft aufgenommen worden. An diesem Ort bleibt das christliche Denken nicht mehr hinter dem indischen zurück; hier ist die Kreatur in das Licht des Christusglaubens gestellt und damit auch sie unter eine Verheißung. *Das geschieht im Römerbrief des Paulus, wo es heißt: „Denn ich bin der Meinung, daß die Schmerzen dieses jetzigen Entwicklungsstadiums gegen die Herrlichkeit, die sich daraus entfalten soll, nicht in Betracht kommen können. Denn das ganze schmerzvolle Harren der Schöpfung weist auf das Hervortreten der Söhne Gottes hin. Denn die Schöpfung ist der Eitelkeit untertan worden, nicht von sich aus, sondern um dessen willen, der sie untertan gemacht hat, und auf Hoffnung hin. Denn auch die Schöpfung selbst wird von der Knechtschaft des Verderbens befreit werden zur glanzvollen Freiheit der Kinder Gottes.* Denn wir wissen ja, daß die ganze Schöpfung mitseufzt und mit in Geburtswehen liegt bis anhin. Und nicht nur dies: Auch wir selbst, die wir die Erstlingsgabe des Geistes besitzen, auch wir seufzen in uns und harren auf die Sohnschaft, die Erlösung unseres Leibes. Denn auf Hoffnung hin sind wir erlöst.“

(Uebersetzt von Leonhard Ragaz.)

## II. Teil.

Das geheimnisvolle Wort des Paulus von der im Schmerz und im Harren mit dem Menschen verbundenen Kreatur hat das herrschende Christentum nicht mitbestimmt. Es ist wie ein verwehtes Samenkorn

feitab geblieben, als andere Paulusgedanken das Werden der Kirche und das Denken der Menschen beeinflussten. Es wartet noch auf seine Auferstehung.

Aber zu allen Zeiten gab es trotzdem Menschen in der Kirche, welche eine innige Beziehung zur Kreatur fanden, und diese Gestalten gehören auch in das Bild. Viele von ihnen schreiten durch die Legende. In den Heiligen der alten Kirche war manchmal eine besondere Macht über die Tiere und eine Fähigkeit, sich mit ihnen zu verständigen — so heißt es. Tiere sind ihnen gern und oft dienstbar, aber Heilige dienen auch gern und oft den Tieren. Die zahlreichen Geschichten, die davon erzählen, sagen unabsichtlich und bedeutungsvoll manches über die geistige Haltung der Kirche, die sie geschaffen hat. Häufig wird Güte gegen Tiere als etwas ganz besonderes hervorgehoben, „und daraus ist der Schluß gestattet, daß ihr Gegenteil viel allgemeiner war“. Daneben aber spricht aus diesen Berichten, die schön und geheimnisvoll als edelste Mirakel mitten in der Geschichte blutiger und brutaler Zeiten stehen, die Ahnung davon, daß der gottnahe Mensch auch ein Freund der Kreatur sein müsse —, wie eine nicht zu Ende gedachte keimhafte Erkenntnis. In der Legende ist es selbstverständlich, daß man die Liebe nicht dem einen zu entziehen braucht, um sie dem anderen zu geben, sondern daß sie allem Geschaffenen gehören kann. In der Legende ist selbstverständlich und als Tatsache erfüllt, was zu glauben sonst nur wenige wagen: daß Güte eine allgewaltige Macht sei, die schöpferischste aller Gewalten. Denn hier überwindet sie sogar die Schranken, die die Natur selbst gesetzt zu haben scheint. Dabei tut, vielleicht unbewußt, die Legende etwas Bedeutames: Sie hebt die Kreatur in eine dem Menschen viel nähere Sphäre, indem sie sie so fein auf die Art der Heiligen eingehen läßt. An dieser Stelle ist der Glaube an die Seelenlosigkeit der Tiere, an ihre Minderwertigkeit durchbrochen, der Adel ihres Erschaffenens von Gott ist wieder hergestellt.

In der Legende lebt auch hier und da die Einsicht in die große Dankeschuld, die die Menschheit der Kreatur gegenüber hat. Es sind die Tiere, die den von allen Menschen Verlassenen Brüder und Helfer werden, wie der Geneveva. Und in dem Reichtum ihrer erlösten Herzen gehen die Heiligen hin und schenken der Kreatur das Höchste, was sie haben: sie predigen ihr von der göttlichen Liebe. Man pflegt gerade diese Geschichten als naive, fast komische Einfälle zu genießen. Aber in ihnen könnte vielleicht eine von den gehaltenen Augen noch nicht erblickte, allertiefste Erkenntnis liegen.

So spricht die Legende in Bildern aufleuchtende und nicht weiter verarbeitete Gedanken der christlichen Kirche über die Kreatur aus. Daneben aber berichtet sie von äußerst wichtigen Tatsachen. Denn wenn auch alle Uebertreibung und Umdeutung und aller Aberglaube, die an diesen Geschichten mitgewoben haben, bedacht und im Be-



wußfein behalten werden, bleibt doch der zwingende Eindruck, daß „wirklich die verfeinerte, geläuterte, befreite Seele eine besondere Möglichkeit der Beziehung zur Kreatur — zur ganzen Natur — habe“. In der Erziehung der Seele zur Empfänglichkeit für die geistige Welt gewinnt der Mensch auch die Macht, Grenzen zu überwinden, die ihn von der irdischen Welt sonst scheiden. Davon berichten die Legenden vieler Völker, und ihre Uebereinstimmung macht den Gedanken an wunderbare Hintergründe dieser Berichte fast unumgänglich. Denn es sind nicht primitive, sondern hochentwickelte Völker, unter denen solche Dinge geschehen sind, — so weit sie geschehen sind. Neben Franziskus und der großen Gertrud steht Buddhas Gestalt, von dem erzählt wird, wie er den wilden Elefanten bezwang, den der Verräter auf ihn hetzte. „Der Erhabene aber entwandte gegen den Elefanten Nalagiri die Kraft seines freundlichen Denkens. Da senkte der Elefant Nalagiri, vom Erhabenen mit der Kraft freundlichen Denkens getroffen, seinen Rüssel, ging zum Erhabenen und stellte sich vor ihn hin . . . Da hob der Elefant mit seinem Rüssel den Staub von den Füßen des Buddha auf, streute ihn sich über das Haupt und ging zurück, rückwärts gebeugt, so lange er den Erhabenen sah.“ (Angeführt in G. Menfching, Buddhistische Symbolik.)

Soweit solche Legenden der Menschheit Tatsachen berichten, sind sie ein Beweis für die Berührbarkeit der Kreatur durch die menschliche Seele, also für ihre Verbundenheit mit uns, und zugleich für die Möglichkeit einer ganz anderen Stellung des Menschen in der Natur.

Was den Heiligen zur Kreatur führt, und worin er sich ihr verbunden fühlt, ist die gleiche Herkunft, seine wie ihre: der Schöpfer ist es. Und sodann ist es das Leiden: das gemeinsame Unterworfensein unter den Schmerz. Daß der Heilige aber so viel weiter um sich schaut, liegt an dem großen Reichtum, in dem sein Herz brennend steht, und der es weit macht. Seine Gestalt tut dar, daß aus dem Reichtum der Gottverbundenheit alle grenzenüberwindenden Kräfte kommen. Wenn dem so ist, so müßten sie am gewaltigsten bei denen sein, die den größten Reichtum zu haben vorgeben, bei den Christen.

Unter den Heiligen der katholischen Kirche, die besondere Freunde der Kreatur waren, ist Franziskus der bekannteste. Aber andere stehen ihm darin nah, am nächsten eine Frau, die heilige Gertrud. „Dieses Gefühl des Mitleids übertrug sie auf alle Geschöpfe, wie Vögel oder Tiere der Erde, sobald sie dieselben von einer Beschwerde, wie Hunger, Durst oder Kälte, bedrückt sah. Auch mit ihnen, als den Handgebilden ihres Herrn, fühlte sie Erbarmen und opferte jedes Leiden der unvernünftigen Kreatur dem Herrn auf, und zwar in Vereinigung mit der Würde, in welcher jegliche Kreatur in ihm vollendet und in ihrer Art aufs höchste geadelt worden. Zugleich be-

gehrte sie, der Herr möchte sich seines Geschöpfes erbarmen und seine Qual mindern.“ (Angeführt in Süddeutsche Monatshefte, September 1929.)

Noch aus der allerletzten Zeit erzählt man von der schönen Macht über die Kreatur, die der katholische Pfarrer Ringeisen hatte. Ihm war es selbstverständlich, daß er die Tiere wie die Menschen in sein Herz und in sein Gebet aufnahm. „Oft und oft segnete er die Stallungen und das Vieh. Oft kniete er in den Stallungen nieder und betete ein Vaterunser um Segen und Schutz der Tierlein.“ (Süddeutsche Monatshefte, September 1929.)

Und so wie er war, betete er sicher nicht aus dem naiven Nützlichkeitsprinzip, das in Assisi das Segnen der Haustiere veranlaßt, sondern aus derselben Gesinnung, in der es Albert Schweitzer tat, oder in der der russische Gruß gesprochen wird „Christus mit dir!“

Die meisten Christen der westlichen Kirchen mutet das freilich fremd an, und es wäre doch nur natürlich, ja eine zwingende Notwendigkeit, wenn sie Augen hätten, die Unermeßlichkeit dessen zu sehen, was Menschen von der Kreatur nehmen, und dessen, was die Kreatur durch sie leidet.

Aber auch innerhalb der Kirche haben im letzten Jahrhundert mehr und mehr Menschen eine Verantwortung gegenüber der Kreatur aus ihrem Christsein abgeleitet. Es ist ein englischer Geistlicher, der 1824 den ersten Tierschutzverein der Welt gegründet und mit den größten eigenen Opfern gehalten hat. England hat auch einen Sonntag des Jahres dem Tierschutz geschenkt. In andern Ländern gibt es einen solchen nicht, aber es wäre gewiß auch in anderen Ländern hier und da möglich, dieselbe Gesinnung zu finden. Nicht ganz und gar hat die Kirche die Kreatur vergessen.

Doch diese Ausnahmen sind noch nicht das Verheißungsvollste, was geschieht. Das Wesentliche ist, daß heute, jetzt und hier, die Stellung des Menschen zur Kreatur sich durch und durch zu wandeln beginnt, wo eine neue und lebendige Auffassung des Evangeliums den Menschen erfaßt. Vom Zentrum ihres Christusglaubens her, unablässig eingefügt in die Gesamtheit aller seiner Folgerungen, ist diese Beziehung neu gesehen und gestaltet worden. Das ist mit Selbstverständlichkeit so gekommen, nicht als Erfüllung eines einzelnen Wunsches, sondern als Notwendigkeit von einer einzigen, allumfassenden Voraussetzung aus, auf die ein neues Licht gefallen war.

Es ist an mehreren Stellen und von verschiedenen Seiten aus geschehen. Die neuen Gedanken sind auch alle umkämpft, und niemand weiß, wie weit und stark, oder wie wenig sie wirken werden. Aber davon wird eines nicht berührt: die Tatsache, daß aus dem Evangelium selber einmal neben anderen alle die letzten Konsequenzen wirklich gezogen worden sind, die man für das Problem Christ und Kreatur daraus ziehen kann.

Der Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, daß die Botschaft, von der das Neue Testament handelt, viel umfassender und zugleich viel einfacher ist, als sie seit Jahrhunderten verstanden wurde. Die frohe Botschaft will nicht nur das Heil der Einzelseele, sie will die Herrschaft Gottes für die Erde. Sie nimmt die ganze Erde für Gott in Anspruch, alles und jedes Gebiet verliert seine Eigengesetzlichkeit, über allem steht Forderung und Verheißung Gottes. So wird das Evangelium sozial — aber auch weltweit verstanden und mit allem Ernst seine Verwirklichung auf der Erde gefordert. Zwei Worte kann man über diese neue Verkündigung der alten Botschaft setzen: „Dein Reich komme“, und: „Also hat Gott die Welt geliebt“, — die ganze Welt. Der Schöpfer, der die Liebe ist, wird als die große, ewige Realität erfaßt, als der unablässig *weiter* Schaffende, der die Heilantwort auf alle Not — wessen Not es auch sei — zu geben hat. In solcher Betrachtung gewinnen alle natürlichen Erscheinungen eine neue Bedeutung. Sie werden nicht mehr gering geachtet. Denn die ganze Erde ist von Gott und soll durch Gott erlöst werden, und die Menschen sind gewürdigt, seine Mitarbeiter zu sein. Innerhalb eines solchen Glaubens wird die alte Hoffnung auf die Wiederbringung aller Dinge von neuem stark. Und so gewinnt die Verheißung des Paulus von der Erlösung der Kreatur ihre volle Wucht, wirklich die Herrlichkeit einer Gottesverheißung. Die Not der Kreatur, ja der ganzen Natur, die der Mensch entweicht und zerstört, nimmt die Seele mit auf sich, die so glaubt.

Es sind Christoph Blumhardt, Leonhard Ragaz und ihre Freunde, welche vor allem diese Botschaft so verkündigen. Aus ihrer Gedankenwelt kommen die Worte <sup>1)</sup>: „Es ist eine, nur immer ein und dieselbe Frage, um die es sich handelt . . . Es ist die Frage, welche eigentlich nicht der Mensch stellt, sondern die ganze Schöpfung, das Leben selbst. Es ist die Frage des Lebens nach dem Leben, darnach, ob über dem Leben letztlich ein Ja oder ein Nein steht; eine Frage, die nicht nur auf dem Gesicht jedes Menschen, sondern auch auf dem Antlitz jeder Blume und jedes Tieres geschrieben steht. Sie steigt empor aus dem Zusammenprall des Lebensdranges mit den Mächten der Vernichtung. Sie liegt in der schwermütigen Todesahnung, welche über der Natur ausgebreitet ist . . . sie geht durch die ganze Stufenleiter der Geschöpfe, vom niedrigsten bis zum höchsten, sie kehrt als dieselbe wieder auf allen Stufen der Schöpfung; sie ist da in der dumpfen Traurigkeit und Unruhe so gut wie in dem erschütternd klaren Erkennen der Lage. Denn alle Geschöpfe sind gleich durch ihren heiligsten Besitz, das Leben, durch eine letzte Furcht, die Furcht vor der Vernichtung, durch eine letzte Sehnsucht, die Sehnsucht nach ihrem wahrhaften Leben. Diese Frage ist die Frage aller Religionen. . . *Die Schöpfung*

<sup>1)</sup> P. Trautvetter „Neue Wege“, April 1930.

*erhebt ihren Hülfesruf, und die Antwort darauf muß Schöpfungsgroß sein.*

„Das ist Christus; er ist das Wort, das Gott gesprochen hat.“

Es ist kein so weiter Weg, wie es zuerst scheint, von diesen Gedanken zu der Ethik Albert Schweitzers. Scheinbar hat sie nichts mit Christentum zu tun; er gibt ihr ihre Begründung ganz unabhängig davon. Aber nichts, was er sagt oder tut, auch seine Ethik nicht, wäre möglich, ohne den Grund, aus dem es wächst, und das ist der Christusglaube, der auch ihm die Bezirke des Bewußtseins und der Verantwortung grenzenlos geweitet hat und ihm den Reichtum der Seele gibt, ohne den man überhaupt die Aufgaben gar nicht sehen könnte, die er ergriffen hat. Nur eine begnadete Seele sieht die Gelegenheiten zur Liebestat und hört in jeder Not den Aufruf zur Hülfe. Was ihn, aber begnadet hat, sagt er selbst im Schlußwort seines Buches über Paulus, indem er die überzeitliche Bedeutung dieses Apostels zu fassen sucht: „Er liefert uns Christus aus.“

Noch von einer anderen Seite her führt ein neuer Weg zur Kreatur, der aufs tiefste mit durch den Christusglauben bestimmt ist: der der „Christengemeinschaft“. Ihre Gedanken freilich kann man nicht aus dem Evangelium allein ableiten; sie wachsen zum Teil auf einem Boden, der anderen Reichtum und Charakter hat. Man darf sie nicht nennen, wenn man fragt, was aus der urchristlichen Botschaft für die Stellung des Menschen zur Kreatur zu gewinnen war —, wohl aber, wenn man fragt, was Menschen ihr Christentum, stark und neu erlebt, heute dafür bedeutet. Für sie kann in der gleichen Gesinnung Morgenstern sprechen in seinem Ausruf: „Ganze Weltalter der Liebe werden nötig sein, um den Tieren ihre Opfer und Verdienste zu danken!“

So hat sich für viele Menschen aus ihrer Religion der Kreis der Verantwortung geweitet. Mitten in der Gegenwart, mit ihrer Mechanisierung und Entweihung des Lebens, gibt es die Tapferkeit des Glaubens, die alles Leben zu ehren und zu schützen wagt. Wer aber so zur Kreatur steht, der nimmt eine neue schwere Last von Weh auf sich, er geht wirklich in eine Hölle hinab, von der er vorher nichts ahnte. Nur, daß er gewiß ist, Gottes Aufruf zu folgen, gibt ihm eine Gewähr, daß sein Tun und Lassen nicht umsonst sein muß. Aber er ist auch gar nicht frei, es aufzugeben, denn er hat zu fühlen und zu helfen, weil er sehend geworden ist. Diese neue Solidarität bedeutet vielleicht sogar einen Konflikt mit Gott — so ungeheuerlich das klingt. Aber welches fürchterliche Rätsel bedeutet es zunächst, das scheinbar ausgleichs- und sinnlose Leiden einer ganzen Welt des Lebendigen zu erkennen — Leiden durch die Natur und Leiden durch die Willkür des Menschen! Alles Grauen, das die Seele schüttelt, wenn sie den Jammer der Menschheit erkennt, wiederholt sich angesichts des schmerzvollen Harrens der Kreatur um so gewaltiger, je hilfloser die sind, die leiden. Es kann dem Christen nie mehr, wie so lange, genug

fein, daß er selbst bewußt keine Kreatur quält; vielmehr ist ihre Sache nun seine Sache geworden, und es geht ihn an, was immer ihr geschieht. Dann beginnt die Frage nach einem Sinn und Ziel des Lebens der ganzen Schöpfung —, nach seiner Unsterblichkeit. Sie erscheint möglicherweise grotesk zu einer Zeit, in der man sich noch nicht einmal einig ist, wo im Lebendigen die bloßen Reflexe aufhören und das bewußte Seelenleben beginnt, wo das ganze Rätsel: Kreatur seiner Lösung noch fern ist. Zu umgehen ist sie trotzdem nicht, denn sie wächst aus dem Gerechtigkeitsfehlen und dem Erbarmen auf, und es ist darum noch kein Argument gefunden worden, das sie beruhigt hätte. Sie kann einer Seele tiefste Pein werden, daß sie sie in Worte fassen muß, wie diese:

„Sprecht, ist in meines Vaters großem Hause,  
Wo Wohnung sich an lichte Wohnung reiht,  
Bereitet eine stille Friedensklaufe  
Dem ärmsten Tier nach allem Erdenleid?  
Daß dort, was einstmals hart ihm ist geschehen  
An Angst und Qual und bitterer Todespein,  
Als Freudenkelch es siehet vor sich stehen  
Und jauchzt verzückt: „Dies alles mußte sein!  
„Ich ward zerfleischt, zerrissen und zerrieben,  
„Und starb und währte, daß es niemand sah;  
„Nun ward mir alles, alles gutgeschrieben,  
„Mein letzter Seufzer — ach! auch du bist da!“

(Widmann, Der Heilige und die Tiere.)

Vielleicht gibt es auch für diese flehende Inbrunst nur ein Warten in einem Vertrauen, das sich an einer anderen Stelle entzündet hat, — vielleicht aber liegt verhüllt eine Antwort in der Verheißung des Paulus: „Auch die Kreatur wird frei werden von der Knechtschaft des Verderbens zur glanzvollen Freiheit der Kinder Gottes.“

Julie Schlosser.



## Berichte



*Bericht über die Tätigkeit des Freiwilligen Zivildienstes im Unter-Aargau  
(12. Juni bis 6. Juli 1931.)*

*Klingnau, 7. Juli 1931.*

Am 12. Juni rückte der Zivildienst, zunächst noch mit wenig Leuten, in das in der Nacht vom 28./29. Mai von einem ungewöhnlich heftigen Gewitter, verbunden mit Wolkenbruch, zerstörte Gebiet von Zurzach (Unter-Aargau) ein. Wiederherstellungsarbeiten gab es genug. Es wurde auch gleich recht frisch ans Werk gegangen, zunächst in den Orten Döttingen und Klingnau, sowie Rietheim.